

Sprache beschreibt nicht nur Realität, sie gestaltet sie aktiv mit, durch Framing, Konnotationen, durch die Wahl der Pronomen und durch den Ton. All das beeinflusst, wie wir über Menschen und Gruppen denken. Manchmal merken wir es, manchmal überhaupt nicht.

Wenn sprachliche Rassismen über Generationen tradiert und normalisiert werden, werden sie nicht als Rassismen wahrgenommen. Sie verfestigen sich in Redewendungen, Sprichwörtern, in scheinbar gutgemeinten Sätzen, wie „Bei denen ist es halt so“ oder „Die haben halt eine andere Mentalität“. Auf dem ersten Blick sind das harmlose beschreibende Sätze, aber in Wirklichkeit sind es problematische Verallgemeinerungen. Sie kulturalisieren das Verhalten einzelner Menschen und erklären dieses Verhalten durch Zugehörigkeit zu bestimmten Ethnien. Dies wiederum markiert, stigmatisiert und macht die betroffenen Gruppen zu den „Anderen“. Oft handelt es sich um den blinden Fleck: wir merken nicht, dass wir rassistisch sind, weil es um etwas handelt, was uns vertraut ist, was wir sprachlich verinnerlicht haben.

Kontextabhängigkeit und Rassismus

Rassismen in der Sprache zu erkennen ist nicht immer einfach. Manchmal kann dasselbe Wort oder derselbe Satz in unterschiedlichen Kontexten entweder neutral oder verletzend wirken. Das berühmteste Beispiel dafür ist das N-Wort. Je nachdem, ob das in einem historischen Dokument, in einem Song-Text oder in einer Beleidigung verwendet wird, handelt es sich um fundamental unterschiedliche Sachen.

Noch deutlicher wird dieses Phänomen an einem Satz, der kein einziges diskriminierendes Wort enthält. Der Satz „Jedem das Seine“ ist ein bekannter Rechtsgrundsatz. Er stammt auf altem Rom und wurde angeblich auch von Cicero oft verwendet. Das war jahrhundertlang ein unmarkierter, neutraler Satz. Dann aber haben die Nationalsozialisten diesen Satz als Inschrift über das Eingangstor des Konzentrationslagers Buchenwald angebracht, und zwar so, dass die Buchstaben für die Häftlinge im Lager sichtbar waren, aber nicht für Außenstehende. Seither lässt sich dieser Satz im deutschsprachigen Raum nicht mehr sagen, ohne diesen Kontext zu aktivieren, und das ganz unabhängig von der Absicht der Sprechenden. Eine Übertragung in andere Sprachen trägt die NS-Konnotation nicht mit. In anderen Sprachen ist „Jedem das Seine“ eine lebendige Redewendung, ein Sprichwort für Gerechtigkeit. Was

passiert, wenn jemand mit anderem Hintergrund diesen Satz auf Deutsch sagt? Oder wenn ein(-e) Dolmetscher:in ihn ins Deutsche überträgt?

Die Dolmetscher stehen in diesem Moment vor einer Entscheidung: wörtlich übersetzen und ein Missverständnis im Kauf nehmen? Paraphrasieren? Kurz unterbrechen und benennen, was dabei das Problem ist, mit dem Risiko, den Gesprächsfluss zu stören oder die sprechende Person bloßzustellen?

Wer hört zu und warum ist das relevant?

Entscheidend für die Wirkung eines Satzes ist auch, wer ihn hört. Eine Formulierung kann für eine weiße Mehrheitsbevölkerung harmlos wirken, während dieselbe Formulierung für Menschen aus einer marginalisierten Gruppe zutiefst verletzend sein kann.

Zwei Beispiele, die Sie sicher kennen, die ich aber trotzdem kurz nenne, weil sie unser Thema bestens illustrieren:

„Wo kommen Sie wirklich her?“ Das ist meistens als ehrliches Interesse gemeint, als Neugier. Ich selbst bekomme diese Frage oft und beantworte sie auch gerne. Vielleicht weil ich gerne über Tschetschenien spreche. Aber für Menschen, die hier geboren oder aufgewachsen sind, doch aufgrund ihres Aussehens oder aufgrund ihrer Namen als „nicht von hier“ wahrgenommen werden, ist diese Frage eine Markierung. Diese Markierung bedeutet: du gehörst hier nicht ganz dazu. Obwohl sie nicht böse gemeint sein muss, ist sie trotzdem verletzend. Es gibt viele andere Möglichkeiten, das eigene Interesse, die eigene Neugier zu stillen und zu erfahren, welche Herkunft die Person oder vielmehr ihre Familie im breiteren Sinne hat ohne die als fremd zu markieren. Fragen wir vielleicht mal, welche Orte sie geprägt hat oder welche Sprachen sie spricht, oder was der Name der Person in welcher Sprache bedeutet. Wenn uns all diese Optionen zu mühsam sind, ist vielleicht eine andere Option zumutbar: wenigstens nicht als Erstes die Frage „wo kommst du wirklich her?“ zu stellen, nicht im ersten Kennenlernen- Smalltalk, nicht innerhalb der ersten Minuten.

Der zweite Satz ist gar ein Kompliment. „Sie sprechen aber akzentfrei Deutsch“ bzw. „Sie sprechen aber gut Deutsch“. Dieser Satz, als schmeichelhafte Anerkennung gemeint, enthält eine doppelte Botschaft: einerseits die Unterstellung, ein Akzent wäre zu erwarten gewesen, andererseits die suggerierte Hierarchie, dass akzentfreies Deutsch die Norm darstellt, das Ziel, das Richtige. Wer es erreicht hat, wird gelobt wie ein Kind, das eine Prüfung bestanden hat.

Auch hier spreche ich als „nicht betroffene Betroffene“: wenn mir jemand sagt, dass ich gut Deutsch spreche, ich, die ich als Erwachsene nach Österreich gekommen bin, dann freue ich

mich. Das ist tatsächlich ein Kompliment für mich. Gleichzeitig arbeite ich tagtäglich mit jungen Menschen, die hier geboren oder aufgewachsen sind, die keine andere Sprache so gut wie Deutsch sprechen, oft sogar überhaupt keine Sprache außer Deutsch, und dennoch diesen Satz immer wieder hören müssen. In diesen Fällen ist es aber kein Kompliment, sondern ist eine Markierung.

Diese beiden Beispiele werden in der Fachliteratur als Mikroaggressionen behandelt. Für Menschen, die mit gesprochenen Sprache, also in der Mündlichkeit arbeiten, ist dieses Thema besonders relevant, denn Mikroaggressionen sind unmöglich zu übersetzen, ohne sie zu verstärken oder zu neutralisieren.

Wenn jemand rassistisch spricht

Eine besonders herausfordernde Situation in der Übersetzungs- und Dolmetschpraxis ist die Frage, was tun, wenn eine Figur im Text oder ein:e Gesprächsteilnehmer:in explizit rassistisch spricht? Hier geraten zwei professionelle Grundsätze in Konflikt. Zum einen Treue zum Original: Übersetzer:innen und Dolmetscher:innen geben das Gesagte so authentisch wie möglich weiter. Zum anderen aber die Verantwortung gegenüber dem Zielpublikum, denn rassistische Aussagen können Menschen verletzen und diskriminierende Sprache reproduzieren.

Wenn eine Figur aus einem Roman rassistisch spricht, gehört das zu ihrer Charakterisierung. Sie zu glätten würde den Text und der Charakter der Figur verfälschen. Übersetzer:innen können durch Paratexte kontextualisieren. So hat zum Beispiel Rosemarie Tietze in ihrer Neuübersetzung des Kaukasus-Bandes von Lew Tolstoi („Krieg im Kaukasus. Die kaukasische Prosa“. Suhrkamp, 2018) zwar dem Originalton Tolstois beibehalten, aber durch Nachwort, Glossar und historische Kommentare den imperialen Blick des Autors für Leser:innen sichtbar gemacht. So wird beispielsweise klar erkennbar, dass Tolstoi zwar die brutale Kaukasus-Politik des russischen Zarenreiches und den exotisierenden Kaukasus-Mythos seiner zeitgenössischen russischen Intellektuellen kritisiert, dennoch selbst von „ehrenvollen russischen Offizieren“, „tapferen kaukasischen Krieger:innen“ und deren „schönen Frauen“ schwärmt. Die umfassende Arbeit, die Rosemarie Tietze bei der Herausgabe des Bandes gemacht hat, zeigt, was sichtbar geworden ist, was bei der Lektüre der früheren Übersetzungen unsichtbar war. Vor allem aber hat sie gezeigt, was alles möglich ist, wenn wir unsere Arbeit ernst nehmen.

Im Dolmetschen ist die Situation noch schwieriger: ein rassistischer Moment muss in Echtzeit bewältigt werden. Die professionellen Standards verlangen maximale Vollständigkeit und

Neutralität. Gleichzeitig haben Dolmetscher:innen das Recht, auf Diskriminierung hinzuweisen und sich selbst von rassistischen Aussagen zu distanzieren.

Ein konkretes Beispiel. Eine Frau kommt in Begleitung einer Dolmetscherin zur Wiener Magistrat 35, also zu Einwanderungsmagistrat, um ihr Visum zu verlängern. Sie gibt an, ein Kind zu haben. Die Sachbearbeiterin liest das Formular, lächelt und sagt: „Aber normalerweise habt ihr doch viele Kinder, gell?“

Das Wort „Ihr“, das Lächeln, die Partikel „gell?“, die eine Zustimmung einfordert, der freundliche Ton - das alles zusammen ist eine rassistische Aussage, die als Freundlichkeit getarnt ist, und noch dazu passiert sie in einem institutionellen Machtgefälle.

Die Dolmetscherin soll übersetzen, aber was genau übersetzt sie in diesem Fall? Den Inhalt der Aussage, oder den Ton, oder das Lächeln? Äußert sie sich zu dieser Aussage, spricht sie die Sachbearbeiterin auf ihr Rassismus an? Welche Konsequenzen kann das für die antragstellende Frau haben, sollte die Dolmetscherin auf den Rassismus der Magistratsmitarbeiterin hinweisen?

Es gibt für solche Situationen keine universelle Antwort. Aber es gibt professionelle und ethische Rahmen, die helfen, Entscheidungen zu treffen.

Rassistisch sind immer die Anderen?

Kein Mensch will als Rassist bezeichnet werden. Rassisten sind immer die „Anderen“. Auch deshalb ist Rassismus in der Sprache so schwer zu bearbeiten. Wenn es um uns selbst geht, heißt das oft „Das war nicht böse gemeint“ oder „Das war doch ein Scherz“. Oder noch schlimmer „Ich habe das selbst so erlebt“. Fakt ist, dass alle Menschen rassistische Vorurteile haben können. Nur dass nicht allen bewusst ist, was und warum rassistisch ist.

Erlauben Sie mir eine konkrete Situation mit Ihnen zu teilen, die mir nach einem Vortrag passiert ist. In der Diskussion danach meldete sich eine Teilnehmerin, eine erfahrene Sozialarbeiterin, die eine große Organisation leitet, und stellte eine Frage. Sie begann mit den Worten: „Warum ist das bei den Tschetschenen so, dass ...“ und schilderte ein Verhalten, das sie als typisch darstellte. Ich antwortete: „Bei Tschetschenen ist das nicht so.“ Sie sagte: „Doch, doch, bei den Tschetschenen ist das halt so, dass“ und fügte eine angebliche Tradition hinzu. Ich wiederholte: „Bei Tschetschenen ist das nicht so“. Daraufhin sagte sie: „Aber ich kenne das so“. Ich fragte nach, woher sie das kenne. Die Antwort war – und das ist kein Witz: „Mein Schwiegersohn war mit einem Tschetschenen befreundet“.

Wir können hier das Wort „Tschetschenen“ beliebig austauschen, mit Afghanen beispielsweise, oder Deutschen, Ukrainern, Syrern und so weiter. So funktionieren rassistische Zuschreibungen: einzelne Erfahrungen werden auf die ganze Gruppe übertragen. Dabei wird die Zugehörigkeit zu dieser Gruppe automatisch als Eigenschaft erklärt oder verstanden. Gleichzeitig wird die Gruppe sprachlich geschlossen in dem sie, wie im diesem konkreten Beispiel, zu „den Tschetschenen“ wird.

Meine Antwort „Bei Tschetschenen ist das nicht so“ war der Versuch, diese Verallgemeinerung auszubrechen, sie der Frau sichtbar zu machen, sodass sie selbst auf die Idee kommt, dass diese Form ihrer Aussage nicht funktioniert. Weil es genauso wenig „die Tschetschenen“ gibt wie es „die Österreicher“ oder „die Japaner“ gibt.

Was diese Situation besonders bezeichnend macht: diese Teilnehmerin hätte sich selbst nie als rassistisch bezeichnet. Sie war vollkommen und scheinbar ehrlich von ihrer eigenen Erfahrung überzeugt.

Dieses Beispiel zeigt, was ich schon zu Beginn anklingen ließ, und zwar, dass mündlicher Rassismus nicht nur in offensichtlichen Beleidigungen steckt, er steckt auch in scheinbar harmlosen Sätzen, Verallgemeinerungen, Kulturalisierungen. In Talkshows, bei Behörden, in unseren täglichen Gesprächen.

Was wir tun können?

Sprache ist niemals neutral. Und das gilt ganz besonders für uns, die wir professionell zwischen verschiedenen Sprachen stehen. Denn wir transportieren nicht nur Wörter in andere Sprachen, sondern auch Weltbilder und Machtverhältnisse. Das Erkennen von Rassismus besonders in der Mündlichkeit ist schwierig, weil Normalisierung, Kulturspezifität und eigene Sozialisation blinde Flecken erzeugen. Und weil Rassismus oft nicht in Worten selbst steckt, sondern im Ton und im Kontext.

Was wir tun können ist hinschauen, nachfragen, uns mit Betroffenen austauschen, Fachtexte lesen, offen bleiben, uns eigener Privilegien bewusst werden. Eigene Fehlbarkeit nicht leugnen, weil sie schambehaftet ist, sondern sie uns selbst eingestehen und daraus lernen. Eigene blinde Flecken immer wieder checken. Eigene Sprache immer wieder hinterfragen.

Wir sehen: es gibt doch einiges, was wir gegen Rassismus in der Sprache tun können.

Danke für Ihre Aufmerksamkeit!

MAYNAT KURBANOVA

Wurde in Grozny im heutigen Tschetschenien geboren und arbeitete nach ihrem Studium für verschiedene russische Medien. Seit Beginn des zweiten Tschetschenienkrieges war sie Korrespondentin der Moskauer Zeitung Nowaja Gaseta. Wegen ihrer kritischen Berichte musste sie das Land verlassen und kam 2004 als Stipendiatin im Writers-in-Exile-Programm des deutschen PEN nach Deutschland. Ihre Essays und Erzählungen wurden in Jahrbüchern und Anthologien veröffentlicht. Mittlerweile lebt sie seit mehr als zehn Jahren in Wien und bietet Workshops, Seminare, Vorträge, Schreibwerkstätten und Kunstprojekte u.a. zur Extremismusprävention an.